

Prof. Dr. Alfred Toth

Das Bildnis des Dorian Gray

1. Möglicherweise ist die Hauptquelle polykontexturaler Denkweise nicht Gotthard Günthers Beispiel der Unmöglichkeit, in einer monokontexturalen Welt 1 Apfel und 1 Birne zu addieren (Günther 1975), sondern der Wunsch der Menschheit, ein Bild mit einer lebendigen Person auszutauschen. Das „Bildnis des Dorian Gray“ ist ja nur ein Beispiel in einer langen Reihe von ähnlichen polykontexturalen Austauschrelationen, die sich, grob gesagt, zwischen Pygmalion und den modernen Animationsfilmen der Firma „Pixar“ hinziehen.

2. Vom Standpunkt der klassischen, monokontexturalen Semiotik ist die Relation zwischen einem Porträt und seinem bezeichneten Objekt, d.h. der porträtierten Person, eigenreal. Das Bild als Subjektpol der Erkenntnisrelation wird durch eine Zeichenklasse klassifiziert, die formal mit der Person als Objektpol der Erkenntnisrelation dual-identisch ist:

$$\text{Zkl (Bild)} = (3.1 \ 2.2 \ 1.3)$$

$$\text{Rth (Person)} = \text{Zkl (Bild)} = \times(3.1 \ 2.2 \ 1.3) = (3.1 \ 2.2 \ 1.3).$$

Hiermit wird semiotisch also die Identität von Zeichen (Bild) und Objekt (Person) ausgesagt. Diese Identität ist jedoch natürlich auf jenen kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit beschränkt, der in die Zeichenklassen als Repräsentanten dieser Wirklichkeit passen (bzw. wie in ein Prokrustesbett hineingepresst) werden. Ferner ist diese Wirklichkeit durch nur drei Fundamentalkategorien semiotisch partitioniert. Was also in Wahrheit durch die Dualidentität

$$\times(3.1 \ 2.2 \ 1.3) = (3.1 \ 2.2 \ 1.3)$$

ausgedrückt wird, ist nicht etwa, dass Bild und Person ein- und dasselbe seien (ein offensichtlicher Unsinn), sondern dass die obige Formel genau die Übereinstimmungsmerkmale von Porträt und Person, d.h. die Schnittmenge der Menge der charakteristischen Merkmale der Person und des Porträts, semiotisch repräsentiert. Das bedeutet, semiotisch gesprochen, genau dasselbe, wie zu sagen, das Zeichen habe keine andere Realität als sich selbst, es sei eben eigenreal. Das Zeichen referiert also auf ein Objekt nur insofern als es zeichenhaft ist, und das Objekt wird repräsentiert durch ein Zeichen nur

insofern es objekthaft ist. Es ist also eine geschlossene Welt, in der sich sowohl der Subjektpol als auch der Objektpol der semiotischen Erkenntnis befinden. Trotzdem befinden sich aber Zeichen und Objekt nicht innerhalb der gleichen Kontextur, sondern sind diskontextural geschieden. Das eigentliche, reale, bezeichnete Objekt bleibt ausserhalb des eigenrealen Dualsystems. Dualidentisch sind nur die Repräsentationen des inneren, semiotischen Objekts und seines Zeichens. Eigenrealität SUGGERIERT also bloss, dass sich Zeichen und Objekt in der gleichen Kontextur befinden, und das ist nur deshalb möglich, weil alles, was nicht der kategorialen Reduktion zum Opfer fällt, nicht in die semiotische Welt hineingenommen wird (vgl. Toth 1998).

3. Wenn Bense also von einem „semiotisch-erkenntnistheoretischen Erhaltungssatz“ spricht (1979, S. 59), so meint er eine zeichenthematisch-realitätsthema-tische Erhaltung, d.h. eine Erhaltung zwischen der verdoppelten Reprä-sentation der Welt durch die Zeichenklasse und ihre duale Realitätsthematik eines semiotischen Dualsystems (vgl. Toth 2008, S. 234). Er meint hingegen nicht, dass es einen Erhaltungssatz zwischen der Realität als solcher und ihrer Bezeichnung durch Zeichen gebe, wie dies Panizza als erster gefordert hatte (vgl. Toth 2008, S. 233). Denn hierzu genügt eine monokontexturale Semiotik nicht mehr, dazu müsste die gesamte Realität semiotisch repräsentiert werden und nicht nur jenes Fragment, welches in das Prokrustesbett der zehn semioti-schen Dualsysteme passt. Dazu wäre aber zunächst vonnöten, dass sowohl das Bild als Zeichen als auch die Person als bezeichnetes Objekt ihre je eigene Identität bewahren, denn diese fällt wegen wegen der dual-invarianten Eigen-realität in dem Dualsystem (3.1 2.2 1.3 × 3.1 2.2 1.3) zusammen.

Rudolf Kaehr hatte nun eine Möglichkeit gefunden, semiotische Eigenrealität der Kategorien zu bewahren und gleichzeitig den logischen Identitätssatz ausser Kraft zu setzen. Dies geschieht durch Kontexturierung der Subzeichen:

$$\begin{aligned} &(3.1_3 \ 2.2_{1,2} \ 1.3_3) \\ \times &(3.1_3 \ 2.2_{1,2} \ 1.3_3) = (3.1_3 \ 2.2_{2,1} \ 1.3_3) \\ &(3.1_3 \ 2.2_{2,1} \ 1.3_3) \neq (3.1_3 \ 2.2_{1,2} \ 1.3_3). \end{aligned}$$

Wie man sieht, sind nun Zeichen- und Realitätsthematik der „eigenrealen“ Zeichenklasse wegen (2.1) \neq (1.2) nicht mehr identisch, da der logische Identitätssatz in einer kontexturierten Semiotik nicht mehr gilt. So paradox es klingt: Gerade die bestehende Identität in der monokontexturalen Eigenrealität bedingt die Entzweiung von Zeichen und Bezeichnetem via ihre diskontexturale Separation. Eliminiert man aber die logische Identität, wird

jedem – Porträt und porträtierte Person – ihre je eigene Identität zurückgeben, und erst dann eröffnet sich die Möglichkeit, beide ursprünglich kontextual getrennten Teile der Dichotomie in die gleiche Kontextur herüberzunehmen.

4. Wenn wir nun endlich zu Oscar Wilde bzw. seinem Dorian Gray kommen,



(Quelle: www.faculty-staff.ou.edu)

so erhalten wir folgendes System von Porträt und Person in einer kontexturierten Semiotik:

Zkl (Porträt) = (3.1₃ 2.2_{1,2} 1.3₃)

Zkl (Person) = (3.1₃ 2.2_{2,1} 1.3₃)

Rth (Porträt) = (3.1₃ 2.2_{2,1} 1.3₃)

Rth (Person) = (3.1₃ 2.2_{1,2} 1.3₃),

d.h. wegen der nicht-dualidentischen Kontexturen ist es möglich, die Rth des Porträts mit der Zkl der Person und die Zkl des Porträts mit der Rth der

Person zu identifizieren. Dies ist wenigstens der Fall, wenn Bilder sich „normal verhalten“. Das tun sie in polykontexturalen Welten aber oftmals nicht. Wenn man sich an meinen Aufsatz über Professor Bienlein und sein Bild erinnert (Toth 2009), dann tritt dort der Professor aus seinem Bild und kehrt etwas später wieder dorthin zurück, d.h. wir haben

$$\begin{array}{c} \text{Zkl (Porträt)} = (3.1_3 \ 2.2_{1,2} \ 1.3_3) \\ \downarrow \uparrow \\ \text{Zkl (Person)} = (3.1_3 \ 2.2_{2,1} \ 1.3_3) \end{array}$$

Bei Dorian Gray liegt der Fall aber wesentlich komplizierter. Hier tritt zwar niemand aus dem Bild oder ins Bild, aber das Bild übernimmt die Funktion der Person und die Person übernimmt die Funktion des Bildes, d.h. semiotische und ontologische Kategorien werden ausgetauscht, und zwar zweimal, das zweite Mal nämlich dann, wenn sich das Bild entschliesst, sich wieder normal zu verhalten. In Oscar Wildes Roman haben wir also einen Chiasmus von Bild und Person, den wir mit den obigen 4 Möglichkeiten kontexturierter Zeichenklassen und Realitätsthematiken wie folgt darstellen können:

Chiasmus (Bild, Person) =

$$\begin{array}{ccc} (3.1_3 \ 2.2_{1,2} \ 1.3_3) & & (3.1_3 \ 2.2_{1,2} \ 1.3_3) \\ \updownarrow & \times & \updownarrow \\ (3.1_3 \ 2.2_{2,1} \ 1.3_3) & & (3.1_3 \ 2.2_{2,1} \ 1.3_3) \end{array}$$

Bibliographie

- Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979
 Günther, Gotthard, Selbstbildnis im Spiegel Amerikas. In: Pongratz, Ludwig J. (Hrsg.), Philosophie in Selbstdarstellungen. Bd. II. Hamburg 1975, S. 1-76
 Toth, Alfred, Ist ein qualitativer semiotischer Erhaltungssatz möglich? In: Semiosis 91/92, S. 105-112
 Toth, Alfred, Grundlegung einer mathematischen Semiotik. Klagenfurt 2006, 2. Aufl. 2008

Toth, Alfred, Der Fall Bienlein. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, <http://www.mathematical-semiotics.com/pdf/Fall%20Bienlein.pdf> (2009)

10.11.2009